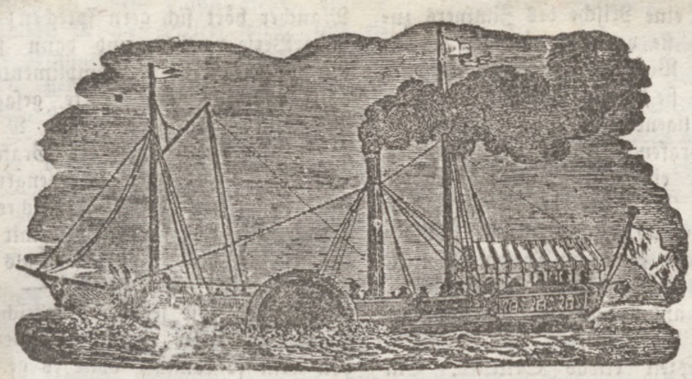


№ 56.

Dienstag, am 10. Mai 1836.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

No. 57 erscheint Sonnabend d. 14. Mai. Die heute verdoppelte Inhaltsstärke bietet dafür den Ersatz. — Das nächste Blatt, ausgegeben.

Inschrift auf das Denkmal eines Neufundländer Hundes.

Von Byron, in Uebersetzung von Pfizer. *)

Kehrt heim zur Mutter Erd' ein Menschenkind,
Deß Ahnen viel, deß Thaten wenig sind:
Auf dann des Schmerzes Schatz der Bildner thut,
Und prächt'ge Inschrift rühmt, wer drunten ruht.
Wenn Alles aus, dann lehrt des Denkmals Stein —
Nicht, was er war, doch, was er sollte sein.
Doch dieser Hund, der treu im Leben war,
Voll Freundlichkeit und tapfer in Gefahr,
Deß redlich Herz für seinen Herrn nur schlug,
Für den allein er Kampf, Müh, Drangsal trug,
Stirbt ungeehrt, von Niemand anerkannt,
Aus der Beseelten Kreisen jetzt verbannt,
Indeß der Mensch Verzeihung wagt zu hoffen,
Und einen Himmel, der für ihn nur offen
O, Mensch, du schwacher Herrscher einer Stunde,
Den Knechtschaft richtet oder Macht zu Grunde:
Wer recht dich kennt, der flieht von dir im Hasse —
O du belebten Staubs entweihte Masse!
Dein Lieben — Lüsteln; deine Freundschaft — Trug;
Dein Lächeln — Heuchelei; dein Wort — Betrug!
Schlecht von Natur, stolz auf des Namens Zier,
Sollt' dich erröthend machen jedes Thier!
Ihr, die ihr schaut dies Denkmal, klein und schlicht:
Geht weiter! den es deckt, beklagt ihr nicht!
Die Reste eines Freund's zeigt dieser Stein —
Nur Einen kannt' ich — hier scharrt' ich ihn ein.

*) Aus der eben erschienenen Gedichtesammlung.

Malvine.

(Fortsetzung.)

Einige Tage nach dem Festmahle, welches Cordelien so viele Sorge bereitet, hatten sich bei dem Grafen Blum zur Abendzeit einige Bekannte eingestellt, unter welchen auch Armili sich befand.

Malvine hatte sich in eine Nische des Zimmers zurückgezogen, in welcher sie von der übrigen Gesellschaft abgesondert saß. Von dem fernen Kaminfeuer umschimmert, erschien sie gleich einem, in einer Blende stehenden Heiligenbilde. So erschien sie jetzt wenigstens dem Grafen Armili, der, indem er sich nach Hause begab, einem seiner Bekannten die Hand drückte, und im Zustande der Begeisterung die Worte sprach: „Freund! ich habe sie jetzt gefunden, die ich als Knabe schon im Traume erblickt, die Einzige, die allein mich beglücken kann!"

Am Morgen des andern Tages fand Malvine in ihrem Wohnzimmer einen Kranz voll blühender Rosen, in dieser Jahreszeit etwas Seltenes. Ein zierliches Gedicht in deutscher Sprache lag dabei. Der Geber war nicht schwer zu errathen und Malvine lächelte über die Galanterie und auch zugleich über die Dreistigkeit der Franzosen, daß sie es wagen, einer ihnen beinahe fremden Dame solche Dinge zu senden. — Das Gedicht enthielt unter andern, folgende Verse:

Was wachend ich und träumend sehe?
Ein Engelbild! — Was ich erflehe?
Ach! — nimmer wird's die Lippe wagen,
Dir Alles, Alles so zu sagen!
In dieser Blumen schönen Bund
Senk' ich mein stilles Sehnen nieder,
Es sage Dir ihr zarter Mund:
Mein Leid, mein banges Zagen wieder!
Und wenn sie gleich im Morgenthau
Noch Thränen sanfter Wehmuth weinen,
Erquicke sie ein Himmelblau,
Woraus zugleich zwei Sonnen scheinen!
Und wie in alten bessern Zeiten
Die Ritter Blumen sich erwählten,
Die sie der Einzigen dann weihten,
Die sie vor Allen auserwählten;
So bitte ich: laß mich nun weihn
Den Kranz von Rosen Dir Allein.

Unten am Rande waren sehr klein, aber deutlich, die Buchstaben V. d. A. angebracht.

Malvine lächelte, und sagte dann zu Frau von Dernau, ihrer aus Dresden ihr gefolgten Begleiterin: „Im sechzehnten Jahre würde ich mich leicht über dergleichen erschreckt haben, denn ich hätte es dann für Wahrheit genommen." — „Und warum wollen Sie es jetzt nicht, meiner Meinung nach." — „Ach! liebe Dernau, hier in Frankreich ist es wie bei uns: Mancher hört sich gern sprechen; ein Anderer ist in seine Verse verliebt, und dann sprechen und schreiben sie gedankenlose Komplimente hin." — Kaum hatte Malvine diese Worte gesagt, als die Thüre sich öffnete und die junge Marquise Eugenie Vilmao, eine Tochter des Grafen Blum, erschien. Sie hatte kaum ihren Morgengruß dargeboten, als sie das Gedicht erblickte, welches Malvine in der Hand hielt, und es derselben mit einer Schnelligkeit entriß, die dem Deutschen als Unart erscheinen würde: „Ah! — Deutsch" — sagte sie gedehnt, „doch lassen Sie sehen," vielleicht verstehe ich noch etwas von dieser Sprache. Aber ich weiß schon, von wem es kommt, ohne es gelesen zu haben, der Verfasser ist Graf Armili, denn er prahlt nicht wenig mit seinem Deutsch, welches — verzeihen Sie Cousine! — recht häßlich klingt. Allein, um zur Sache zu kommen, wissen Sie auch, daß Sie der jungen Gräfin Clairmont das Herz brechen. — Ich wollte Ihnen nur hierbei einen Wink geben, denn das Mädchen ist mir leid." — „Ich danke Ihnen, Cousine," antwortete Malvine kalt, ohne sich auf weitere Erklärungen einzulassen. Eugenie erzählte nun noch manche Stadtneuigkeit, scherzte über den Rosenkranz, und entfernte sich bald, da Malvinens Stimmung immer ernster wurde. — Malvine war erfreut, als die gutmüthige, doch etwas plauderhafte Frau fort war. Doch sollte es wahr sein, was sie gesagt? — Ach! so viel Malvine auch im Leben gelitten, schien ihr dieses doch das herbste. Schnell wurde das schön geschriebene Gedicht ein Raub des Kaminfeuers; doch als sie in aufgeregter Stimmung auch die Rosen vernichten wollte, da war es ihr, indem ihre Hand an die weichen Blätter streifte, als riefe der Genius der Blumen ihr bittend zu: „Vernichte sie nicht, sie sind ja ein Bild der Entsagung, das Symbol deines Lebens!" Da lösete sich ihr Gefühl in Thränen, und es war ihr, als sei eine schwere Last von ihr genommen. — „Ich will Niemand sehen, Frau von Dernau; ich bin verstimmt und krank," sagte sie hierauf in einem Tone, der ihre Begleiterin erschreckte, da sie nie eine Laune an ihr kannte. Doch in demselben Augenblicke trat Armili in das Zimmer. „Verzeihen Sie, daß ich es wage, ungemeldet Sie zu belästigen, gnädige Frau," sagte er sichtbar verlegen; doch ich komme in einer wichtigen Angelegenheit, welche nur allein meine Dreistigkeit entschuldigen kann.

Wir haben nämlich zu einem Familienfeste, welches zu Ehren des Baron Riche gefeiert wird, uns einige neue Tänze arrangirt, die von Göttern, Musen und Grazien getanzt werden sollen. Würden Sie nun vielleicht, gnädige Frau, die Gnade haben, die Flora.“ — — „Doch nicht etwa vorzustellen?“ fiel ihm Malvine verdrießlich in's Wort. „Dieses kann nicht sein. — „Und warum denn nicht?“ — „Ich bin zuerst ziemlich fremde in dieser eben genannten Familie, ferner habe ich aus verschiedenen Gründen auch keine Neigung zum Tanze.“ — „Ach! die Gründe sind zu beseitigen,“ versicherte Armili. „Sie werden nicht so grausam sein; wer kann wie Sie die reizende Göttin darstellen? Nur Sie, holde, zu bescheidene Malvine, scheinen mir dazu erschaffen. Sie werden — — Sie müssen mittanzen!“ — Er hatte sich vor Malvine auf ein Knie niedergelassen, sah sie mit der ihm eigenen Grazie an, und hoffte nun gewiß zu siegen. Doch sie wandte sich kalt und strenge von ihm ab. Schon die vertrauliche Benennung, deren er sich bediente, hatte sie beleidiget, noch mehr aber die ganze theatralische Albernheit, die, so nichtig sie auch war, doch das Glück eines Herzens untergraben konnte. — „Sie werden, Sie müssen!“ sagte sie kleinlaut. „In der That, Graf, Sie bedienen sich wunderbarer Ausdrücke. Vielleicht erscheine ich an diesem Abende als Zuschauerin, und damit ich Ihnen nicht eigensinnig vorkommen, so sage ich es frei, daß der Tanz mir vom Arzte verboten ist. Aber eine andere Dame könnte ich Ihnen nennen: die Gräfin Clairmont. Oder ist sie vielleicht schon in Ihrem Tanze?“ Hell erröthend trat Armili einige Schritte zurück. „Nein, die ist nicht dabei. Ich glaube auch nicht, daß sie es annehmen würde,“ sprach er sichtbar verlegen. — Doch Malvine, froh, sein Erröthen bemerkt zu haben, fuhr ruhig fort: „Warum denn nicht? Ich bin es gewiß, und will sie selbst noch heute darum bitten. Eine schönere Flora finden Sie nicht wieder. Sie sind doch zufrieden, Graf Armili?“ — — „Vollkommen!“ — „Noch heute will ich die Gräfin Clairmont besuchen, und werde Sie mit dem Erfolge sogleich bekannt machen. Doch Sie verzeihen, ich habe noch Briefe in die Heimat zu schreiben — ein andermal wird es mir zur Ehre gereichen.“ — —

(Fortsetzung folgt.)

Eine Illumination in den Wolken.

Weit ausgedehnt, ein herrliches Panorama, liegt Rio Janeira, die Hafen- und Hauptstadt von Brasilien, da: die Felsen bilden den Hintergrund des unübertroffenen Gemäldes, dazwischen oben der hellblaue Himmel, unten das dunkelblaue Wasser, ohne bestimmte Grenze, ohne neblichten Horizont; darüber hinaus eine südliche Riesenvegetation mit den unzähligen Wundern fast jungfräulicher Urwälder; darauf eine unermeßliche Segelstadt mit bunten Wimpeln und Stangen, prächtige Paläste, hohe Gebäude, herrliche Villa's, niedliche Häuschen und Hütten, ein nimmer stockendes Menschenleben, ein ewig gährendes Aufwallen in allen Pulsen des großen Körpers, der in der Weltgeschichte eine Hauptrolle mitspielt.

Als ernster und treuer Knappe einer schönen Urzeit aus dem Ritterthume der Natur, bewacht der Paô d' Assucar (Zuckerhut), dieser steinerne Riese, mannhaft und stumm die enge Einfahrt zum Hafen. Steil und unzugänglich ragt jener Granitfels hoch in die Wolken; noch hat auf ihm nie ein Baum gewurzelt, nur die Spitze ist hin und wieder mit niedrigem Gestrüpp bedeckt; der alte Knappe und Schildträger behält noch immer seinen jugendlichen Bart. Der Zuckerhut ist, wie sein Name bedeutet, von einer völlig konischen Form; er ist, wenn mir der Ausdruck gestattet wird, der brasilianische Brocken, an den tausend Traditionen und Mährchenlegenden geknüpft sind; denn auch die neue Welt hat ihre moderne Mythologie.

Man hatte es stets für unmöglich gehalten, diese schroffe Felsenwand zu ersteigen; eine heilige Scheu trug vielleicht viel zu diesem Glauben bei; dennoch unternahmen, bei der Ankunft der Kaiserin Amalie, der zweiten Gemahlin Don Pedro's, zwei deutsche Soldaten dies Wagstück. Sie wollten ihrer neuen Gebieterin auf dem Gipfel des Granitkegels von den dort befindlichen Wurzeln und Reisern ein Ehrenfeuer errichten, eine Illumination, wie man sie sicher nur selten sieht. Mit einigen Lebensmitteln, mit Feuerzeug, mit unverzagtem Muth und kräftiger Begeisterung, traten die beiden Soldaten ihre beschwerliche Reise an. Aufwärts ging es langsam, aber gut; sie verstanden Beide das Klettern, war doch der eine früher Matrose, der andere Schornsteinfeger gewesen. Mit Tagesanbruch hatten sie den Fuß des abenteuerlichen Kegels verlassen,

in später Nachtstunde loderte oben eine Flammenpyramide, die ganz Rio de Janeiro, die Bucht und das Meer viele Meilen weit erleuchtete, eine wahre Laterna magica, die Alles mit ihrem Zauber umzog. Abwärts ging es den Tollkühnen schneller, aber weit gefahrvoller; sie gestanden selbst am folgenden Tage, um keinen Preis das Wagstück wieder unternehmen zu wollen; denn es hieße Gott versuchen; und „Was oben sie gesehen, (Nichts) erzählten sie noch Keinem.“

Die Teufelsprobe.

Ein, den Archiven der Hölle entlehnter, satirischer Schwank von W. Schumacher.

Vor einigen, etwa Neunmalhundert-neun-und-neunzig-tausend Jahren und darüber oder darunter lebte in der Hölle ein Satanslehrling mit Namens Kauz. Derselbe hatte früher auf dieser Gras und Kräuter gebärenden Erde verweilt, woraus denn leicht zu entnehmen ist, daß Herr Kauz dereinst ein Mensch gewesen. Allein er war durchaus nicht ein Mensch wie mein Leser, so freundlich und nachsichtsvoll, er war vielmehr ein Mensch und doch kein Mensch — er war ein Unmensch gewesen. Er hatte im Dienste der blinden Gerechtigkeit ein Seheramt bekleidet, dabei aber die ganze Menschheit nicht mit nachsichtsvollen, sondern mit scheelen Blicken betrachtet. Von Angesicht zu Angesicht hatte er sich gegen Jedermann höchst freundlich benommen, doch hinterrücks war er eifrig bemüht gewesen, für Alle Fallstricke und Fallgruben zu bereiten. Indeß hatte diese Arglist und Bosheit ihn fast immer zum Selbstschaden geführt. Durch diese irdische Selbstbusse war er also eben nicht nach seinem Tode der höllischen Züchtigung verfallen. Nur eine böse That war es, die ihn der Hölle reif gemacht. Er hatte nämlich einst einen väterlichen Freund, der sein Wohlthäter gewesen, durch die Entlockung und Veröffentlichung eines Geheimnisses in tiefes Verderben gestürzt. Dafür packte ihn bei seinem Absterben ein böser Geist beim Schopfe und kutschirte mit ihm direkt in die Hölle. Als er hier vor Satan, dem General-Dampfmaschinenmeister der Hölle geführt wurde, sprach dieser: „Was soll ich mit Dir, schlechtem Kauz, beginnen? Zum Teufel bist Du mir zu dumm; um Dich zu braten, fehlt mir aber die Instruktion. Ich ernenne Dich zum Ofenheitzer.“ Hiermit war die Sache abgemacht.

Viele Jahre schon hatte Kauz dem Ofenheitzeramte vorgestanden. Da wurde eines Tages ein großes Freudenfest in der Unterwelt gefeiert, ich glaube: es betraf die Einsetzung der Inquisition. Es wurden dabei verschiedene Avancements vorgenommen, mehre Ofenheitzer wurden zu wirklichen Teufeln erhoben; nur Kauz war dabei übergangen. Zuletzt aber wagte er, den Höllenoberst fußfällig um gnädige Standeserhöhung zu bitten. Dieser entgegnete: „Soll ich deinem Wunsche nachkommen, so mußt Du zuvor auf eine recht ausgezeichnete Weise Dich an dem Menschengeschlecht versündigen; was Du früher verübt, war keine gelungene Teufelsprobe. Nimm daher Extrapost und fahr' zur Erde. Sobald es Dir dort gelingen wird, ein Saatkorn zu streuen, aus welchem ein recht üppiger Halm des Menschenverderbens hervorschießet, sollst Du Rückkehr und Aufnahme bei uns finden. Wie Dir jeder einzelne Versuch, und wann Dir das Meisterstück der Teufelsprobe gelingen wird, soll in deinem Taschenbuche verzeichnet stehen.“

Kauz that, wie ihm geheißen. In schöner Mannsgestalt durchzog er die Erde. Er verführte Jünglinge zum Hasardspiele und dann zum Selbstmorde. In seinem Taschenbuche stand: „Du hast planlos gehandelt. Durch die Vertilgung der Einzelnen, hast Du für Viele warnende und zurückschreckende Beispiele aufgestellt.“ — Er schuf schlechte Schauspieler und Dichter, er komponirte die Schwindsucht befördernde Tänze, er fütterte den Brodneid — doch immer fand er nur Tadel in seinem Buche verzeichnet.

Nun beschloß Kauz, es praktischer zu versuchen: er wurde ein Räuberhauptmann. Mit seiner Bande überfiel er wehrlos Reisende, plünderte und erdolchte. In seinem Taschenbuche stand: „Wie dumm! Die Beraubten waren größtentheils Wucherer und Erpresser; die Erdolchte waren Sünder. Durch den Todesstoß von deiner Hand haben sie ihre Erdenschuld abgebüßt und sind jetzt der Hölle entrißen.“

Darauf wurde Kauz ein Brandstifter. Er zündete eine alte Stadt an allen vier Ecken an. Da entstand ein großes Wehegeschrei, nackte Mütter und Kinder irrten hungerig und obdachlos umher. „Ha!“ dachte jetzt der Höllenkandidat, „nun ist dir

endlich das Meisterstück gelungen!“ Aber, aber — in seinem Taschenbuche stand: „O, wie dumm! Durch dieses Brandwerk hast Du manches verderbte Gefühl veredelt, manche verhärtete Brust erweicht: indem Du sie durch den Anblick des Elends für Mitleiden empfänglich gemacht. Die Versicherungskassen wider Feuersgefahr müssen den Schaden doppelt ersetzen. Obendrein noch wird die weichherzige Menschheit reichlich Gaben der Milde beisteuern. Dabei wird dann Mancher zu einem schönen Hause kommen, der früher kaum den Miethzins für eine schlechte Wohnung bezahlen konnte. — Nach Jahresfrist aber wird die Stadt wieder dastehen und zwar mit schönen breiten Straßen und großen modernen Häusern, zehnmal freundlicher, größer und wohlhabender wie sie früher war. O, wie dumm!“

„Daß dich die Pest!“ dachte Kauz. Dachte das, und that es. Er blies eine Menge pestilenzialischer Dünste in die Luft. Diese bildeten sich am Horizonte zu Wolken, welche bald darauf einen Nebel herab senkten, der alle Pflanzen, Früchte und Gewässer mit Giftstoff überschüttete und schwängerte. Darnach starben die Menschen zu Tausenden. „Ha!“ dachte jetzt der Höllenkandidat, „nun ist dir doch endlich das Meisterstück gelungen!“ Aber, aber — in seinem Taschenbuche stand: „O, wie dumm, wie sehr dumm! Die Pest wird meistens nur die unnützen und gebrechlichen Menschen, die Hasen- und Schwammherzen wegraffen. Dabei werden glückliche Erben ins Fäustchen lachen können; dabei wird Mancher zu einer guten Einnahme gelangen; dabei wird Mancher einen Orden erhalten, und weiß nicht wie. Die Hölle aber kann nicht das Mindeste dabei gewinnen. O, wie dumm, wie sehr dumm!“

Jetzt leistete der höllische Ofenheitzer schon ganz auf die Hoffnung Verzicht, jemals den Avancirten beigezählt zu werden. „Es ist ein verkehrtes Geschlecht, das Menschengeschlecht!“ klagte er laut, „wo man demselben Verderben bereiten will, erzeugt man ihm etwas Gutes. Doch halt ein wenig! Wenn ich diesen Satz umkehren mögte? Gewiß! so wird es sein: Wo man vorgiebt und den Schein annimmt, für die Menschheit wohlthätig zu wirken, da bereitet man ihr ein Verderben. — — Auf diese Weise will ich es einmal versuchen!“

Kauz verwandelte sich geschwinde in eine Mukkerin und eröffnete eine Töchterschule. Nach vollendeter Begründung dieses neuen Etablissements blickte er in sein Taschenbuch. Da lautete es jetzt ganz anders: „Heil Dir! Du hast den Preis davon getragen, Du hast ein Saatkorn gestreut, dem die reichste Ernte nicht entgehen kann. Was Dir gelang, ist noch keinem Teufel gelungen, und Kraft meiner Würde ernenne ich Dich hiermit zu einem Oberteufel. Dein gnädiger Fürst Beelzebub.“

Verschiedene Dichter-Honorare.

Der berühmte englische Dichter und Satiriker Fielding († 1754) war in sehr kläglichen Umständen, als er seinen Tom Jones schrieb, die zuletzt so dringend wurden, daß er das ganze vollendete Manuskript für 25 Pfund St. einem ganz unbekannten, kleinen Buchhändler überlassen wollte. Zum Glück aber bekam der Dichter Thomson dasselbe zu lesen, und empfahl es dem Buchhändler Millar. Dieser gab dem entzückten Autor 200 Pf., und als das Werk einen glänzenden Absatz fand, schenkte er ihm noch 2500 Pf. dazu. — Karamsin erhielt für seine Lobrede auf die Kaiserin Katharina II., 12 Bogen stark, 1200 Rubel. — Der niederländische Dichter Bärläus erhielt für ein Lobgedicht auf den Kardinal Richelieu 5000 Goldgulden. — Der französische Dichter Theophile erhielt für ein sehr mittelmäßiges Gedicht auf den pyrenäischen Frieden von der Mutter Ludwigs XIV. ein Geschenk von 10000 Thalern. — Sannazarzs Epigramm auf die Stadt Venedig von 6 Zeilen, wurde ihm vom Senat mit 600 Kronen honorirt. — Dem Sheik Taher überreichte ein arabischer Poet ein auf ihn gemachtes Lobgedicht von 3 Versen, wofür er 300000 Kronen erhielt, mit der Erklärung: „hätte der Dichter mehr Verse gemacht, so würde er noch besser belohnt worden sein.“ — Appian erhielt von dem Kaiser Karakalla für jeden Vers seines Gedichtes über die Jagd und den Fischfang einen Goldgulden. Die Verse dieses Dichters wurden daher goldene Verse genannt. — König Hieron gab dem Dichter Archimelus für ein kleines Sinngedicht auf ein großes Schiff 1000 Scheffel Korn. — Nachdem der Kaiser Karl V. zur Eroberung Algiers vergeblich sein Kriegsheer, seine Flotte und seinen Feldherrnruhm geopfert hatte und gänzlich unverrichteter Sache nach Spanien zurückkehrte, schickte er dem satirischen Dichter Aretino eine goldene Kette zum Werthe von 100 Dukaten, damit dieser, den man damals die Geißel der Fürsten nannte, nur keine Verse auf den unglücklichen Feldzug machen sollte.

Tauwerk.

Als die Kaiserin von Rußland in Kalisch ihr Garde-Regiment selbst vorführte, näherte sich ihr ein Kammerherr und sagte: Wenn Ihro Majestät sich mit diesem Regiment an die französische Grenze begeben wollte, so würde Ihnen schon aus Galanterie der Eintritt nicht verweigert werden. Die Monarchin antwortete: Die Franzosen lieben wie die Russen ihr Vaterland, und der Soldat, der es nicht vertheidigen wollte, würde in des Kaisers und meinen Augen verachtungswerth erscheinen.

Ein Engländer hat, laut einem englischen Journal, an dem Thees-Flusse eine Mühle erbauen lassen, welche die Gestalt eines auf dem Rücken liegenden Mannes hat. Der Eigenthümer wohnt im Kopfe, die Augen dienen ihm als Fenster, und die Nasenlöcher als Rauchfänge. Der Mechanismus der Mühle befindet sich im Bauche; er wird von einem Wasserstral bewegt, der durch einen Kanal in Gestalt einer Flasche sich in den Mund dieses sonderbaren Kolosses ergießt.

In „Campbells Briefe aus Algier“ findet man folgende Schilderung, aus welcher eben keine Zuneigung der Eingeborenen zu den Franzosen zu entnehmen ist. „Seit die Franzosen hier sind, sagen die Juden, giebt es keinen Handel, und der einzige Türke, dessen Bekanntschaft ich hier gemacht habe, bricht jedes Gespräch, das ich über die Franzosen mit ihm anknüpfe, mit dem Ausruf: Bestia! ab. Die Mauren sind zurückhaltender in ihren Aeußerungen, und ich hatte nur Einmal Gelegenheit, einem sehr reichen einflußreichen Manne dieser Klasse seine Meinung zu entlocken. Ich sagte zu ihm, daß ich viel darum gäbe, wenn ich seine wahren Gesinnungen gegen die Franzosen wüßte. Er blickte mich bedeutend an und antwortete mir durch das Organ des Dolmetschers: „Was würden Sie von den Franzosen denken, wenn sie nach England kämen, die Gräber Ihrer Väter aufwühlten und eine ganze Schiffsladung ihrer Gebeine in die Zuckerraffinerien nach Frankreich schickten?“ — Der Maure spielte hier auf die Heerstraße an, welche die Franzosen durch den großen maurischen Kirchhof vor dem Thore Bab-el-Ued führten; allerdings hatten sie hier das tirannische Gesetz der Nothwendigkeit für sich, doch war es jedenfalls unklug, daß man den Soldaten gestattete, die Turbans abzuschlagen, welche die am heiligsten gehaltenen Gräber schmückten. Was die Knochen betrifft, so muß ich die Wahrheit dieser Sache der Entscheidung eines Zuckerfabrikanten überlassen.

Beim Abschied sagte mir der Maure noch mit einem wilden Lächeln, daß bei einer Aenderung der Dinge es für den Moslems eine sehnlich gewünschte Genugthuung sein würde, die Juden, diese hebräischen Hunde, wie er sich ausdrückte, zu züchtigen. „Sie beschimpften uns, fügte er bei, am Tage nach dem Einrücken der Franzosen, und schon am Tage nach ihrem Abmarsche würden wir unsere Rache nehmen.“ Nach Allem, was ich hörte, dürfte ein plötzliches Verlassen der Regentschaft von Seiten der Franzosen furchtbare Repressalien nach sich ziehen, und die armen Juden könnten leicht Gefahr laufen, sämmtlich ermordet zu werden.

In Schweden haben sich in dem letzten Winter die Wölfe so zahlreich gezeigt, daß sich einige dieser Thiere selbst in den Straßen von Stockholm sehen ließen.

Kajütenfracht.

Jubiläum. — „Vor dem Allmächtigen, vor dessen Antlitz die Sonnen sich neigen, ist ein halbes Jahrhundert nur ein Augenblick; doch eine lange, bedeutsame Zeitstrecke enthalten 50 Jahre für den Menschen, wenn er sie treu in seinem Berufe zurückgelegt.“ Das beseligende Selbstgeständniß: „heute ist ein halbes Jahrhundert enteilt, seit du den Beruf, dem du, durch Geistesneigung und göttliche Bestimmung dich widmetest und welchem du heute noch vorstehest, angetreten hast; Viele, die mit dir gleichzeitig eine gleiche Laufbahn betraten, und Viele auch, die erst später nach dir kamen, ruhen schon lange unter dem kühlen Rasen; dich allein hat der Herr vor so Vielen auserwählt, dich mit rettender Hand durch Sturmesgefahren bis hieher glücklich geführet:“ der große Gedanke dieses Selbstgeständnisses enthält für den Menschen einen halben Inbegriff von dem Sinne des Lichtwortes „Unsterblichkeit. Solch ein Jubilar ist auf diesem Sterne der Vergänglichkeit ein Trophäe des Menschengeschlechtes eine neue Gesetztafel, die der Herr vom Berge Sinai seinem Volke sendet. Allein erweckt eine solche ehrwürdige Erscheinung schon ihrer Seltenheit wegen unser Anstaunen, ein straffe Geistesspannung; so wird sie neben dieser Geistbemächti-

gung auch tief unser Herz ergreifen und alle darin schlummernden Funken der Liebe zur lodernden Flamme anfachen: wenn man in Wahrheit von diesem Jubilar sagen kann: Er war ganz, was er sein sollte; er arbeitete mehr für fremde, als für das eigene Leben; er streuete nicht das Saatkorn des Fleißes, um künftig von den Halmen für den eigenen Mundbedarf die Zehrung zu gewinnen, sondern er pflanzte junge Reiser, damit ein durch Schatten erlabender Wald erwachse für das nachkommende Geschlecht! Dieses ist ein Bekenntniß voll unumstoßlicher Wahrheit von dem Wirken eines ehrwürdigen Greises, der gestern, am 9. Mai, das schöne Ziel eines 50jährigen Predigt- und Schulamts-Jubiläums erreichte. Schon während 6 Jahren dem Lehramte vorstehend, betrat vor 44 Jahren der Doktor der Theologie und Superintendent Herr Joh. Wilh. Linde, der Thorn seine Vaterstadt nennet, zum ersten Male die Kanzel in der Heil. Geist. Hospitalkirche in Danzig, auf welcher derselbe heute noch durch die Lehre tiefer Weisheit die Geister erbauet, die Seelen beruhiget. So viel hier als Vorbericht.

Kunstausstellung. — Die hiesige Kunstausstellung hat sich fortwährend eines zahlreichen Besuches zu erfreuen. Sie war dieser Tage mit einer Lücke bedroht, deren Eintritt aber durch die besondere Huld Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen abgewendet ist. Die Höchstdemselben gehörigen und dem hiesigen Kunst-Vereine anvertrauten 7 großen Gemälde sollten, eines früher dem Potsdammer Kunst-Vereine gegebenen Versprechens wegen, dorthin rückgesendet werden; ein neuerdings eingegangenes Schreiben Sr. Königl. Hoheit hat indeß hierin eine erfreuliche Abänderung bekannt gemacht, und diese ausgezeichneten Kunstwerke werden nun noch längere Zeit die hiesige Ausstellung schmücken. — Was in No. 54, S. 260 d. Bl. von der bisher noch nicht gelungenen Vereinigung des Gewerbefleißes mit dem Kunstfleiße gesagt ist, bedarf der Ergänzung, daß allerdings ein hiesiger Tischlermeister, Hr. Knauff, die sich dargebotene günstige Gelegenheit schon zu benutzen gewußt. Derselbe hat nämlich aus seiner Werkstätte sämmtliche, höchst geschmackvoll gearbeiteten Möbelstücke geliefert, welche jetzt sich im Lokale der Kunstausstellung befinden und die verschiedenen Kunstdrechslerarbeiten u. dgl. aufgenommen. Diese zierlichen Möbel sind zugleich, zu festen Preisen, zum Verkaufe gestellt und haben hierin größtentheils schon den beabsichtigten Zweck erreicht. Der Anfang wäre demnach schon gemacht, und möge allen kunst- und werkverständigen Meistern dieser Stadt als ein Vorbild zur künftigen Nachahmung gereichen. — Was noch als ein auffallendes Zeichen der Befangenheit und des mißverständlichen Begriffes hervortritt, ist das Zurückbleiben der mittleren und ärmeren Einwohnerklasse von dem Besuch dieser Kunstausstellung. Ihr, die ihr annehmt: solche Kunstausstellung sei nur ein Zeitvertreib der vornehmen Welt und nur für Schaugäste in neuen und feinen Röcken, befindet euch in großem Irrthume. Reiche Leute haben ihre eigenen Kunstwerke- und Gemälde-Sammlungen und besitzen obendrein noch die Mittel, um auf Reisen zu gehen und sich am Anblick aller Kunstschätze der Welt ergötzen zu können. Nur allein euretwegen, ihr Minderbegüterten: um euch für wenige Groschen einer mehrstündigen Kunstfreude theilhaft machen zu können, um euch zur geistigen Regsamkeit anspornen zu können, veranlassen menschenfreundliche Kunstgönner solche Kunstsachen-Ausstellung. Da ist kein Blick auf den Rock eines Anschauers, sondern alle Blicke sind allein auf die Kunstwerke geheftet. So lange der Saal des grünen Thores in seinen Räumen die gastlich eingekehrten Kunstwerke wirthlich umschließet, ist er weder ein Assemblee-, noch ein Parade-Saal, sondern gleichet dann einem Gotteshause, zu welchem Jeder mit reinem Herzen und reinem Rocke Zutritt finden kann; denn Kunst- und Naturwerke haben das miteinander gemeinsam, daß sie durch keinen Menschenwillen, selbst nicht durch das Gebot des Mächtigsten dieser Erde, sondern allein durch überirdische Einwirkung, durch göttliche Veranlassung erzeugt werden und hervorgehen können. Klar und die Seele des Gegenstands erfassend spricht sich hierüber ein Referent in den Königsberger „fliegenden Blättern" (No. 4) aus: „Kunst ist die andere Seite der Religion. Wenn Religion Bewußtsein der Idee Gottes ist, so ist die Kunst die Versinnlichung dieser Idee durch die Materie, die Darstellung des Unendlichen im Endlichen."

Mai-Winter. — Wen jetzt nicht die eiserne Nothwendigkeit dazu veranlaßt, der reise nicht nach Danzig, denn hier ist es jetzt am Himmel und auf Erden gar unheimlich — wir sind nach Sibirien verlegt worden. Dem schönen jungen Mai ist die grüne Jacke mit Schneeflocken hoch verbrämt worden. Der 4. d. M. machte sich uns durch eine ungewöhnliche Wärme (82 Gr. Fahr.) bekannt. Gegen Abend aber drehte sich der

Wind und eine, in dieser Jahreszeit, fast schneidende Kälte ist seitdem eingetreten. Sonntag, d. 8. d. M., schneite es den ganzen Tag, so schön wie mitten im Dezember, und heute, am darauf folgenden Morgen, zeigt der gefallene Schnee noch nicht die mindeste Scheu, indem er noch bequem ausgestreckt auf den Dächern ruhet. Traurigen Blickes betrachtet man die grünen Laubgewölbe der Bäume und vermag dabei kaum den weißen Schnee von den weißen Blüten zu unterscheiden. Am empfindlichsten hat hierbei der Raps in der Umgegend gelitten, auf weiten Strecken sind seine Halme vom Nachtfroste geknickt.

Ein geheimnißvoller Diebstahl. — Ein eheloser Privatmann, der sein Zimmer, welches er allein bewohnte, an jedem Abend vor dem Schlafengehen sorgfältig verschloß und verriegelte und selbst genau nachsah, ob auch jede Fensterkrampe fest auf ihrem Haken saß; fand trotz diesen Vorsichtsmaßregeln an jedem neuen Morgen seine Börse und seine Taschen geleert, ja oft war selbst nicht ein Pfennig übrig geblieben. Er beschwerte sich zuletzt über diesen Unfall bei einem Polizeibeamten, erhielt aber von demselben den Bescheid: „Mir geht es nicht besser: mag ich die Thüre abschließen oder offen stehen lassen, meistens finde ich Morgens kein Geld in meinen Taschen."

Der regen Aufmerksamkeit der hiesigen Stadt- und Nachtwächter ist es gelungen die höchst wichtige Entdeckung zu machen, daß es während der letzten Nächte stockfinster am Himmel und auf Erden war. Sie sollen deshalb bereits um Mondschein eingekommen sein.

Von dem Fallissement eines hiesigen Handlungshauses ist seit längerer Zeit nichts bekannt geworden; unlängst ist indeß ein Handlungshaus mit Zuckerwaaren und feinen Getränken ins Sinken gekommen, hat sich aber bereits einer kräftigen Unterstützung von Seiten der Portchaisengasse zu erfreuen gehabt.

Herausgeber und Redakteur: Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bozon.